

dot
books

Marlene Menzel

SEEFFELDT

TÖDLICHER HASS

& WOLFF



Kriminalroman

»Wie bitte?«

Er sah gedankenverloren auf.

»Na, das Spiel. Was tippst du? Wie geht es aus?«

»Welches Spiel?«, fragte Seefeldt.

Henning verdrehte die Augen. »Das ist also das Frauenfieber, von dem alle sprechen«, murmelte er genervt und begab sich zurück an seinen Arbeitsplatz.

Später erfuhr Seefeldt, dass er mehrere gefährliche Lattenschüsse und ein spannendes Elfmeterschießen verpasst hatte und die Niederlande ins Halbfinale der Weltmeisterschaft eingezogen waren.

Es handelte sich um eine afrikanische Bar samt Restaurant. Er staunte nicht schlecht. Sie wollte ihm womöglich etwas von ihrer Kultur nahebringen, und er war bereit, dieses Risiko einzugehen. Seefeldt wartete bereits eine Viertelstunde auf dem Bürgersteig. Natürlich war er überpünktlich gewesen, um sich nicht lächerlich zu machen. Er wollte vertrauenswürdig wirken.

Stattdessen kam sie zu spät und stolperte ihm regelrecht vor die Füße. Er konnte ihren Sturz gerade noch abwenden, und ein Schauer erfasste ihn, als er sie so nah bei sich spürte. Viel zu schnell nahm sie einen höflichen Abstand ein.

»Ich bin manchmal etwas tollpatschig. Es tut mir so leid, aber meine Bahn hatte Verspätung.«

»Welche Bahn hier hat das nicht?«, munterte er sie auf. »Ich kenne mittlerweile keine mehr, bei der es rund läuft. Wollen wir reingehen? Auf den Schreck lade ich Sie auf einen Drink ein.«

Sie lächelte und zeigte ihm ihre strahlend weißen Zähne.

»Danke, das ist sehr lieb von Ihnen, Alois.«

Heute trug sie wieder eine enge dunkle Jeans, dazu allerdings hohe braune Sandaletten und eine buntgeblümete Bluse, deren luftige Ärmel an den Armbeugen endeten.

»Haben Sie reserviert?«, wollte er wissen.

»Nein, aber das brauche ich auch nicht«, flüsterte sie, zwinkerte ihm geheimnisvoll zu und betrat das Restaurant.

Noch bevor er nachhaken konnte, rief der erste Kellner, ein in eine bunte Tracht gekleideter Schwarzafrikaner: »Jambo, Fay! Habari?«

Sie strahlte übers ganze Gesicht und ging auf ihn zu. Die beiden umarmten sich kurz, und seltsamerweise fühlte Seefeldt einen Stich im Herzen. Sie sollte auf *ihn* achten statt auf irgendwelche anderen Männer. Klar, dass er mit seinem fahlen Aussehen und den blutunterlaufenen Augen kein Traumtyp war – was er beides der ständigen Büroarbeit bis spät in die Nacht zu verdanken hatte. Dennoch war er heute der Mann an ihrer Seite.

Aus den Lautsprechern drangen Trommeln und leiser Gesang. Das Restaurant war gut besucht. Er hoffte, dass sie nicht geschwindelt hatte, als sie sagte, sie brauche keine Reservierung.

»Nzuri, asante«, erwiderte sie überschwenglich dem Kellner.

Er führte sie zu einem Tisch in der hintersten Ecke, die nicht nur gemütlich wirkte,

sondern auch verschwiegen. Seefeldt wurde der Kragen seines schwarzen Hemdes wieder mal eng, und er knöpfte ihn auf, um frei atmen zu können. Die stickige Luft auf der Straße hatte ihm mächtig zugesetzt.

Der Kellner nickte ihm freundlich zu und reichte ihnen beiden jeweils eine Karte. Seefeldt ließ seinen Blick schweifen. Die Wände waren mit afrikanischer Kunst geschmückt.

»Nennt man Sie hier immer *Fay*?«, fragte er, da das der einzige Teil des Gesprächs war, den er verstanden hatte.

»Ja, das ist mein Spitzname. Carl ist ein alter Freund von mir. Wir kennen uns aus der Schule.«

»Von hier?«

Sie nickte, und die großen goldenen Ringe an ihren Ohren schwankten heftig hin und her. An ihrem Arm trug sie passende Armreifen und Ringe. Faraya mochte anscheinend den Kontrast des Goldes auf ihrer Haut, und das konnte er gut nachvollziehen.

»Die Wahrheit ist, ich kam hierher, als ich vier Jahre alt war. Mein Swahili ist ziemlich eingerostet, aber für kurze Sätze reicht es gerade noch. Verstehen kann ich es aber perfekt.«

»Ihr Vater hat Sie hierher mitgenommen?«

Sie sah ihn direkt an, und eine kurze Unsicherheit lief über ihr Gesicht.

»Sie wissen von ihm, nicht wahr? Dass er Deutscher ist.«

»Ein Kollege hat es zufällig herausgefunden und mir erzählt. *Der glückliche Herr Wolf* ist also Ihr Vater, stimmt's?«

»Ja, und er ist der beste, den man sich wünschen kann. Ich bin stolz auf ihn und auf das, was er geschafft hat.«

»Und das wäre?«

Sie machte eine Pause, bevor sie traurig fortfuhr: »Ein Kind allein großzuziehen, nachdem sich die Mutter aus dem Staub gemacht hat. Ich weiß bis heute nicht, was aus ihr wurde, wo sie ist und warum sie uns beide nicht mehr wollte.«

»Das ... das tut mir leid. Wenn es Sie tröstet, ich weiß in etwa, wie das ist.«

»Wirklich? Erzählen Sie.«

»Mein Vater starb, als ich noch ein sehr kleiner Junge und mein Bruder gerade frisch auf die Welt gekommen war. Er rauchte Kette, müssen Sie wissen, und es war nur eine Frage der Zeit, bis seine Lunge den Geist aufgab, aber für mich war es damals unbegreiflich. Ich wollte nicht wahrhaben, dass er nicht mehr da war. Ein alter Hamburger Seebär, der keine Furcht kannte, einfach niedergestreckt von einer so dummen Krankheit.«

Seefeldt schluckte den Kloß in seinem Hals hinunter. Das alles war viele Jahre her. Er fand es eigenartig, dass er einer relativ Fremden so viel von sich preisgab. Beinahe mehr, als er Henning erzählte.

Ihre Blicke trafen sich. Am liebsten hätte er ihre betroffene Miene glücklich geküsst. Sie litt mit ihm, und das war ein schönes Gefühl. Seine Familie war weit zerstreut und unerreichbar, doch diese Frau saß direkt neben ihm über Eck und griff auf einmal nach seiner Hand. Die tröstliche Geste überrumpelte ihn, und er hätte ihr vor Schreck beinahe seine Finger wieder entzogen. Sie drückte sie leicht und schenkte ihm dadurch Mut. Das hübsche Lächeln war zurückgekehrt. Faraya senkte ihre Augen und warf einen Blick in die

Karte. Als sie seine Hand losließ, wünschte er sich, sie hätte es nicht getan und würde ihn ewig festhalten.

Er nahm sich ebenfalls die Karte vor und fragte sie gelegentlich, worum es sich bei diesem oder jenem Gericht handelte. Die Bezeichnungen sagten ihm nicht viel, und er wollte bei seiner Bestellung keine Fehler machen.

»Ich empfehle Ihnen das *Serengeti*.«

»Was ist da drin?«

»Sie sind nicht so der Risikotyp, wie?«

Faraya schmunzelte.

»Doch, doch«, widersprach er. »Das nehme ich.«

»Es wird Ihnen schmecken. Ich nehme das auch. Habe ich lange nicht mehr gegessen.«

Der Kellner trat wieder an ihren Tisch.

»Ningelipenda *Serengeti*. Maradufu.«

Sie hielt zwei Finger in die Höhe.

»Sehr wohl«, erwiderte der zuvorkommende Herr in gebrochenem Deutsch und sah erwartungsvoll hinüber zu Seefeldt. »Und zu trinken?«

»Haben Sie Bier?«

Auf diesen verwirrenden Abend brauchte er unbedingt eines, Diät hin oder her.

»Natürlich. Und für dich, Fay? Auch Bier?«

»Hapana!«, rief sie, und Seefeldt vermutete, dass das so viel wie Nein bedeutete.

»Ningelipenda chai. Asante, Carl.«

Er verschwand mit einem Nicken.

»Uff, ich muss diese Sprache wohl erst noch lernen, ehe ich hier mitreden kann«, gestand er lachend.

»Das bekommen Sie schnell hin. Wie gesagt, ich beherrsche lediglich einfache Sätze und Wörter«, winkte sie gelassen ab. »Und so schwierig ist das gar nicht. Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen etwas davon beibringen.«

Er setzte ein Lächeln auf.

»Das Angebot nehme ich dankend an.«

»Kommen wir zum eigentlichen Auslöser hierfür: der Fall«, schwenkte sie um und lehnte sich näher zu ihm. »Ich habe Ihnen ja bereits erzählt, dass ich schon mal jemanden mit so einem Tattoo gesehen habe. Derjenige war mindestens so kalt wie unser jetziges Opfer, wurde aber nicht mit einem Eispflock erstochen.«

»Wie kam er dann zu Tode?«

»Er ist ertrunken, und man geht von einem Unfall aus.«

»Wie bringt uns das weiter?«, fragte er verständnislos.

»Nun ja, damals fand man im Zuge der Ermittlungen heraus, dass er Mitglied in einer mehr oder weniger gefährlichen Vereinigung war.«

»Sie wollen damit andeuten, dass diese Tätowierung eine Art Erkennungszeichen der Mitglieder ist.« Das leuchtete ihm ein. »Könnte sein, dass uns das weiterbringt. Man muss jede Möglichkeit in Betracht ziehen.«

»Tja, eigentlich war es das auch schon. Eigentlich wollte ich mit Ihnen essen gehen, weil Sie der einzige Kollege der Berliner Polizei sind, mit dem ich bisher bekannt bin. Ich

möchte mit Ihnen plaudern und Sie ein wenig besser kennenlernen.«

Wieder stieg ihm die Hitze ins Gesicht, und er war froh über die schummrige Beleuchtung, die seine Röte überdeckte. Also handelte es sich hierbei doch um eine Form von Date.

Carl brachte ihnen die Getränke und kurz darauf das Essen, das herrlich roch, köstlich aussah und noch besser schmeckte.

»Guten Appetit«, sagte sie.

Sie sprachen über alle erdenklichen Themen. Er war sich nicht sicher, ob er jemals so ungezwungen mit einer attraktiven Frau gesprochen hatte.

Seefeldt hatte gerade die Hälfte seines Tellers verdrückt, als er plötzlich ihre angespannte Miene bemerkte und innehielt.

»Was ist los?«, wollte er wissen.

»Drehen Sie sich jetzt nicht um, höchstens unter einem Vorwand«, raunte sie ihm zu, und er schürzte angespannt die Lippen. »Der Mann, der zwei Tische schräg hinter Ihnen sitzt, so ein Hüne mit blondem Stachelkopf, trägt ein Tattoo im Nacken. Ich erkenne es wegen des Kragens bloß halb, aber es sieht unglaublich nach dem Bild an Martin Schroth aus.«

»Sie meinen diese seltsamen schwarzen Flammen?«

»Genau.«

Seefeldt tat, als wollte er nach dem Salzstreuer auf dem Tisch hinter sich greifen, warf dabei einen Blick auf besagten Igelkopf und musste ihr recht geben. Als sich der Fremde auf einmal umwandte, um seiner Partnerin etwas zu erläutern, drehte sich Seefeldt hastig weg.

»Könnte sich tatsächlich darum handeln«, murmelte er unauffällig in ihre Richtung. »Sicher bin ich auch nicht.«

»Es gibt nur eine Möglichkeit«, erwiderte Faraya, und ihre Augen schimmerten vor Aufregung. »Wir folgen ihm, sobald er das Lokal verlässt.«

Seefeldt sah sie entgeistert an. »Das ist doch nicht Ihr Ernst, werte Frau Wolf. Sie sind nicht dafür ausgebildet, und ich selbst trage heute nicht mal meine Dienstwaffe bei mir. Das wäre viel zu brenzlich.«

»Erstens können Sie mich ruhig Faraya nennen, Alois, und zweitens will ich ihm lediglich in weitem Abstand folgen. Ich werde ihm ganz sicher nicht in irgendeine Gasse oder ein düsteres Gebäude nachlaufen wie ein kleines Schulmädchen«, rechtfertigte sie sich.

Er sah lange in diese schönen großen braunen Augen. Seefeldt wusste, dass sein Körper längst verloren hatte, und sein Geist ergab sich nun ebenfalls.

»Na schön. Aber Sie hören auf das, was ich sage.«

»Einverstanden. Ich weiß, dass Sie gerade mit sich gekämpft haben, aber das hier könnte für das Vorankommen in unserem Fall wichtig sein.«

»Seit wann mischen sich Rechtsmediziner so sehr in die Angelegenheiten der Polizei?« Inzwischen konnte er wieder lächeln.

»Seit ich für sie arbeite.«

Sie zwinkerte kess und nahm einen Schluck aus ihrem Glas.

»Falls der Kerl da noch lange brauchen sollte«, sagte der Kommissar, »wie wäre es mit einem Gläschen Wein?«

Faraya sah ihn durchdringend an, und die Härchen in seinem Nacken stellten sich auf.

»Sie sind ja ein richtiger Romantiker«, neckte sie, aber er erkannte, dass sie ihn dabei nicht aus-, sondern anlachte. »Zu gern. Leider wird daraus nichts. Schauen Sie mal.«

Sie nickte unauffällig hinüber, und Seefeldt wandte sich vorsichtig um. Der Blonde mit der Nackentätowierung erhob sich samt Begleitung und warf lieblos ein paar Scheine auf den Tisch. Ein anderer Kellner begleitete sie zur Tür und hielt jene zuvorkommend auf. Ohne einen weiteren Gruß waren sie verschwunden, und Seefeldt sah hinüber zu Faraya, die entschlossen dreinblickte. Sie winkte nach Carl und bezahlte hastig, was Seefeldt peinlich war. Er gehörte zur alten Schule und hätte gerne selbst die Rechnung beglichen. Dafür hielt er der Dame die Tür auf und kontrollierte schnell, ob es nach Regen aussah, was aber nicht der Fall war.

»Danke«, meinte sie kurz angebunden und drehte sich draußen einmal im Kreis. Ihr Gesicht hellte sich auf. »Dahinten sind die beiden.«

Sie griff nach seinem Arm, hakte sich ein, und stürmischen Schritts eilten sie ihnen hinterher.

»Nicht zu schnell, das fällt auf«, flüsterte er ihr zu. »Außerdem hat ein Pärchen wie wir es nicht so eilig. Keiner nimmt uns die Rolle ab.«

»Oh, Verzeihung«, gab sie leise zur Antwort und schmiegte sich enger an ihn.

Seefeldts Herz machte einen Sprung. Sie duftete so gut. Zu gut für einen Mann wie ihn.

Farayas Absätze waren leider viel lauter als erhofft, so dass sie sich nicht näher heranwagen konnten. Neben den düsteren Straßen standen hohe, bedrohlich wirkende Bäume. Das andere Pärchen ging geradewegs, ebenfalls Arm in Arm, am Bahnhof vorbei und bog in immer dunklere Gassen.

»Wo sie wohl hinwollen?«, fragte die Frau an seiner Seite. »Was denken Sie?«

»Zum nächsten Bordell vielleicht. Sieht ziemlich nach einer Prostituierten aus, finde ich.«

»Ich tippe auf eine Bar, wo er sie endgültig betrunken und gefügig machen kann, um sie in eine der Billigabsteigen mitzunehmen«, mutmaßte sie.

»Wir werden sehen.«

»Wollen wir wetten?«

Ihre Augen musterten ihn herausfordernd.

»Besser nicht«, gestand er. »Ich verliere für gewöhnlich.«

Sie lachte bitter. »Und ich dachte, ich sei die größte Verliererin auf diesem Planeten.«

Darauf hatte er keine Antwort. Sie hatte diesen Satz mit einer ungewöhnlichen Traurigkeit ausgesprochen. In ihrer Vergangenheit mussten einige unschöne Dinge vorgefallen sein, von denen er nichts wusste.

»Sie bleiben endlich stehen«, erkannte er und hielt ebenfalls an.

Sie bückten sich hinter ein Auto, um nicht gesehen zu werden. Der große Blonde hatte seine Braut offenbar nach Hause begleitet, denn sie verschwand durch eine alte, marode Tür, während er weiterging. Er piff ein Lied und bemerkte die Gestalten nicht, die ihm unauffällig im Schatten folgten.